



Lachen

Viele Frauen haben ein schwieriges Verhältnis zu ihrem Lachen. Denn sie können es Männern damit eigentlich nie recht machen. Über ein Dilemma zwischen alten Rollenbildern und neuer Selbstbestimmung

Text
SARAH-MARIA DECKERT

Illustrationen
THE SCISSORHANDS



rum

frei

Am Lachen sind
rund 500 verschie-
dene Muskeln be-
teiligt. Und bei
Frauen oft ähnlich
viele Gedanken:
Soll ich lachen?
Darf ich es lassen?
Aber was dann?

Ich liege auf dem Behandlungsstuhl einer Zahnarztpraxis und sehe von hier die zwei hübschen grünen Zwiebelhauben der Münchner Frauenkirche. »Den Mund weiter öffnen«, sagt der Zahnarzt. Kann ich kaum. Auch wegen der Menge von Werkzeugen und Watterollen, die bereits darin verschwunden sind. »Ich lebe ja schließlich von der Hand in den Mund«, setzt er mit einem Augenzwinkern nach. Ob ein Zahnarzt in so einem Moment ein Lächeln von einem Kieferkrampf unterscheiden kann? Ich lachhuste anerkennend, wodurch die Absaugkanüle weit in meinen Rachen rutscht. Ich muss würgen, Tränen steigen mir in die Augen. Die Assistentin fummelt das Gerät zurecht. Ich bilde mir ein, dass mir der Zahnarzt mit seiner Lupenbrille bis auf mein pochendes Herz sehen kann. Ein Gefühl der Entblößung. Meine Augen finden die Kirchturmspitzen wieder, sie schimmern friedlich in der Sonne.

Wieso nur ist mir das so unangenehm?

Vielleicht hat es etwas damit zu tun, dass der geöffnete Mund einer Frau äquivalent zu ihren geöffneten Beinen steht. Dem offenen Mund wird immer noch gerne das Wörtchen »obszön« nachgehaut, keine Lippenstiftwerbung kommt ohne ihn aus. Ebenso dem offenen Schoß. Als Sharon Stone 1992 in *Basic Instinct* ihre Beine wirkmächtig übereinanderschlug, brannten beim Publikum reihenweise die Sicherungen durch, wegen dem, was es da zwischen ihren Schenkeln glaubte erahnen zu können. Gustave Courbets *L'Origine du monde*, das skandalumwitterte Porträt einer schlummernden Vulva, wurde bereits 1866 mit nicht weniger Voyeurismus begafft, irgendwo zwischen entsetzt und erotisiert.

Seit jeher wird das weibliche Geschlecht und der Rest Körper, der an ihm wie aus Versehen hing, instrumentalisiert, sanktioniert und mit sozialen Vorschriften versehen. Wie der, dass sich die Lippen einer tugendhaften Frau stets berühren sollten – und zwar beide Lippenpaare.

Tatsächlich fällt es schwer, Leonardo da Vincis Mona Lisa mit ihrem sittsamen Lächeln gespreizte Beine unter ihrer schweren Robe zuzutrauen. Oder schallendes Gelächter, das den Blick auf ihr Gaumenzäpfchen preisgäbe, ihre Uvula, was so viel wie »Träubchen« heißt. Zwei Körperöffnungen, die gleiche weibliche Scham.

Frei zu lachen hat etwas mit Selbstbestimmung zu tun, damit, eine Stimme zu haben und diese auch zu erheben

Sie resultiert womöglich aus dem Referenzrahmen, den diese Öffnungen mit sich tragen. Das Kunstmuseum Wolfsburg zeigt gerade die Ausstellung *In aller Munde*. Die gesamte Schau ist ein einziges Beißen, Reißen, Schmecken, Lecken, Schreien, Speien, Atmen, Rauchen, Tasten, Fühlen, Weinen und Lachen. Sie zeigt die Mundhöhle als intimen Raum mit einer ganz eigenen Ästhetik und setzt ihn als reizvolle Körperzone in Szene. Hier hat Scham aber noch nichts mit Schämen zu tun, eher mit einem Geheimnis, das eine mysteriösen Schönheit birgt.

Unangenehm wird es erst, wenn dieser Zauber plump gebrochen wird. 2019 warb eine deutsche Supermarktkette in einer Werbekampagne für Bagels und Donuts mit dem

Slogan »Loch ist Loch«.

Assoziieren wir hier also auch mal weiter: In

Löcher kann man fallen. Aus

Löchern kann etwas fließen. Löcher sind gemein

hin da, um sie zu stopfen. Im Strumpf, in der Haushalts-

kasse, im kariösen Backenzahn. Klar, beim Sex. Manchen stopft man redensartlich das Maul. Weil einem nicht passt, was da rauskommt. Oder weil es bedrohlich ist, das legt ein Blick in die Raubtierwelt nahe. Steven Spielberg hat dieser Beobachtung mit *Der weiße Hai* 1975 filmisch ein Denkmal gesetzt. Furchteinflößender als das blitzblanke Revolvergebiss eines weißen Hais ist da nur noch der Mund einer Frau, die lacht. Aber warum?

Ein Anruf bei der Lachforscherin Laura Méritt. Mit *Das Lachen der Frauen* promovierte die heute 60-Jährige 2005 an der Freien Universität Berlin. Wenn sie ins Telefon lacht, klingt es kehlig, wie von einem gut trainierten Zwerchfell angeschoben. Sie sagt: »Lachen hat eine subversive Kraft. Wenn der Mund

groß aufgeht und mit vielen Lachsilben versehen ist, also mit viel Ha-ha-ha, kann das verunsichernd wirken.« Deshalb sei die Kontrolle des Lachens vor allem eine, die gegenüber Frauen erfolgt sei, auch wegen der sexuellen Konnotation. »Das Zeigen eines offenen Mundes kann in patriarchalen Kulturen schnell als sexuelle Einladung verstanden werden, vor allem, wenn er dann noch rot geschminkt sein sollte«, sagt Méritt. Deshalb werden wir angehalten, ihn zuzumachen. Die vorgehaltene Hand, Fächer, Schleier – diese Behelfe kommen nicht von ungefähr. Frei zu lachen hat etwas mit Selbstbestimmung zu tun, damit, eine Stimme zu haben und diese auch zu erheben. Méritt sagt: »Wenn ich selbstbestimmt auftrete und den Mund aufmache, egal für welche Äußerung, dann ist das eine Selbstentäußerung, eine Selbstdefinition, ein Statement.«

Vom Lachen sind wir also ganz schnell bei der Redefreiheit. Und um die ist es für Frauen im Patriarchat nicht gut bestellt. Auch beim Lachen geht es letztlich um Macht und um die Frage, wer diese Macht für welche Zwecke instrumentalisiert. Das christliche Abendland beispielsweise hat eine Geschichte der Abwertung des Lachens. Das bestätigt die germanistische Linguistin Helga Kotthoff, Jahrgang 1953, und verweist auf Umberto Eco. In seiner weltberühmten Kriminalgeschichte *Der Name der Rose* von 1980 thematisiert Eco die lachkritische Tradition im Christentum. Hier ereignen sich mysteriöse Todesfälle in einem mittelalterlichen Mönchskloster in Oberitalien. Dahinter steckt der blinde Bibliothekar Jorge von Burgos, der ein Exemplar des zweiten Buches der *Poetik* des Aristoteles hütet, von dem man glaubt, es sei verloren gegangen, dessen Existenz aber zweifelsfrei belegt ist. Aristoteles widmet sich darin der Komödie und trifft, als philosophische Autorität des Abendlandes schlechthin, positive Aussagen über die Funktion des Lachens. Und so ermordet der greise Schurke von Burgos jeden, der das Buch lesen will. Sein Motiv: »Lachen tötet



die Furcht. Und ohne Furcht kann es keinen Glauben geben.« Geht es also letztlich um Furcht oder vielmehr: um Ehrfurcht?

Die Frauen der griechischen Sarakatsáni-Hirtenvölker lachen nicht in der Öffentlichkeit. Ende der Neunzigerjahre führten die Taliban in Afghanistan ein Lachverbot für Frauen ein. Der türkische Politiker Bülent Arınç forderte 2014, dass man Frauen vor allem das laute Lachen auf offener Straße untersagen sollte. »Es wurde durch Etikettefibern eingeschränkt auf ein freundliches Lächeln«, erklärt Helga Kotthoff. »Das herausplatzende oder prustende Lachen galt als zu wenig damenhaft. Das hat mit Körperkontrolle zu tun, auch mit Idealen von Damenhaftigkeit.« Bestimmte Lacharten würden dem Körper entfahren, das Gesicht entstellen, erklärt Kotthoff. All das galt nicht als sittsam für Frauen, nach dem Motto: Wenn sie sich schon beim Lachen nicht unter Kontrolle haben ...

Scannt man Kontaktanzeigen, sieht man: Männer wünschen sich ausdrücklich humorvolle Partnerinnen. Nur fragt man sich, was passieren würde, wenn ihre Egos neben dem hyperfemininen Windmaschinenhumor einer Barbara Schöneberger bestehen müssten. Oder neben dem bissigen »Pussy Terror« einer Carolin Kebekus. Das Körperclowneske einer Celeste Barber verkräftet wiederum nicht jede Libido. Immerhin: Frauen konnten mit der Zeit das unfreiwillig Komische zugunsten eines souverän Komischen ablegen, zumindest teilweise. Marilyn Monroe war noch amüsant, wenn sie die Einrichtung umrannte, nur weil sie aus Eitelkeit keine Brille tragen wollte. Ihre Bewunderer fanden das, nun ja, charmant. Dieser harmlos wirkende Humor vom blonden Dummerchen ist einem klugen, offensiven gewichen, der wiederum auf eine neue Selbstbestimmtheit hindeutet. Nur, selbstverständlich ist er eben immer noch nicht.

Auch deshalb, weil lachende Frauen lange pathologisiert wurden. Zu ungestümes Lachen galt nicht einfach nur als ungeschicklich, es wurde als hysterisch, sprich: krankhaft stigmatisiert. Der Begriff der Hysterie steht bis heute in direktem Bezug zum Weiblichen, er leitet sich vom griechischen Wort *hystéra* ab, Gebärmutter. Was heißt das? Dass Frauen qua Gebärmutter krank sind? Dass ihr Geschlecht sie krank macht? Wohl eher ihre eingeschriebenen Rollen.

Die Schriftstellerin Margaret Atwood notierte einmal den bis heute schwer erträglichen Satz: »Männer fürchten sich davor, dass Frauen sie auslachen. Frauen fürchten

sich davor, dass Männer sie umbringen.« Im Zuge der Emanzipation vom Patriarchat scheint es nur folgerichtig, dass sich Frauen auch obenrum frei machen, ab der Kehle aufwärts. Doch bis heute haben viele ein gespaltenes Verhältnis zu ihrem Lachen. Weil sie schlicht nicht wissen, wie sie es richtig machen sollen. Richtig in Führungszeichen.

Ursula von der Leyen versuchte es immerhin. Die EU-Kommissionspräsidentin war Anfang April zu Gast in Ankara, beim EU-Türkei-Gipfel, gemeinsam mit



dem EU-Ratspräsidenten Charles Michel. Bei einem Termin mit dem türkischen Staatsoberhaupt Recep Tayyip Erdoğan sollten alle drei Platz nehmen, nur stand ein Sessel zu wenig bereit. Während sich Erdoğan und Michel auf zwei gepolsterte Thronchen sinken ließen, musste von der Leyen mit einem weiter entfernten Sofaplatz vorlieb nehmen. Dabei entfleuchte ihr ein verblüfftes, unfreiwillig komisches: »Ähm?!« Das Internet machte daraus natürlich sofort ein Meme und zeigte die Politikerin auf Fotomontagen, in denen sie zu wichtigen Anlässen einen Klappstuhl dabei hat – für alle Fälle.

Von der Leyen entschied sich in diesem Moment, der Substanz des Treffens Vorrang vor der Frage des Protokolls zu geben. Sie übergang den Vorgang, der natürlich mehr als das war. Erdoğan verwies die Politikerin im wahrsten Sinne des Wortes auf ihren Platz. Herrchen machen das mit ihren Hunden. Erdoğan machte damit vor laufenden Kameras deutlich, wie es um die Gleichbehandlung von Männern und Frauen in seinem Land bestellt ist. Einem Land, das übrigens wenige Tage zuvor hatte ankündigen lassen, die Istanbul-Konvention des Europarats zum Schutz von Frauen vor Gewalt zu verlassen. Im Anschluss an das Treffen fasste von der Leyen ihre demütigende Vorführung in Worte: »Ich fühlte mich verletzt und alleingelassen. Als Frau und als Europäerin.« Aus Ankara hieß es dazu nur, protokollarisch habe alles seine Ordnung gehabt, man habe niemandem schaden wollen.

Lachen markiert, evolutionsbiologisch betrachtet, eine Entwicklung von der Aggression zur Aggressionsvermeidung. Wir fletschen die Zähne, beißen aber nicht zu und legen den Konflikt mit einem freundlichen Signal zur Seite. Ein Lächeln entwarft, es rüstet innerlich ab. Ob Ursula von der Leyen unter ihrer Maske auf ihrem Sofa zumindest schmunzeln musste, darüber lässt sich nur spekulieren. Aber hat die gestandene Politikerin mit ihrem »Ähm?!« auch zu passiv reagiert? Laura Méritt ordnet es wie folgt ein: »Werden wir angegriffen, haben wir Stress. Indem wir ganz praktisch Luft ablassen, also ausatmen, reduzieren wir ihn.« Und das hat von der Leyen getan: sich Luft gemacht.

Ich rufe den Psychotherapeuten und Psychoanalytiker Michael Titze an. Der 73-Jährige gehört zu den Pionieren des therapeutischen Humors und der Gelotologie, also der Lachforschung. Mir ist immer noch nicht ganz klar: Wofür steht das Lachen nun eigentlich? »Entwicklungsgeschichtlich gesehen ist es Ausdruck einer euphorischen Stimmung, die dann aufkommt, wenn wir uns gegenüber allen Fährnissen des Lebens als unangreifbar erleben«, sagt er. »So signalisiert Lachen sowohl Wohlbefinden als auch Überlegenheit.« Im Lachen übernehme die emotionelle »Weisheit des Körpers« das Regiment. Und die sei der Einflussnahme durch ein überlegtes Denken entzogen. Verhaltensforscher gingen davon aus, dass das Lachen – wie das Weinen und das Schreien auch – eine archaische Form der Kommunikation sei. Titze sagt: »Wer lacht, signalisiert den anderen, sich gut und selbstsicher zu fühlen. Im Gegensatz zum Lächeln fletschen auch Kinder beim Lachen die Zähne. Damit signalisieren sie, natürlich unbewusst, durchsetzungsfähige Aggressivität. Sie sagen: Schau mal, wie stark ich bin! Viel mächtiger als die, die schwache Opfer sind!«

Im Oktober veröffentlichte der *Spiegel* ein Gespräch mit der Virologin Sandra Ciesek über neue Erkenntnisse zur Corona-Pandemie, geführt von zwei Journalistinnen, Veronika Hackenbroch und Rafaela von Bredow. Die beiden gehen Ciesek scharf an, bezeichnen sie als »Quotenfrau«, als »die Neue« an der Seite ihres Kollegen Christian Drotten, dem ein »Popstar«-Status attestiert wird. Cieseks Podcast dagegen habe Volkshochschul-Niveau, ob sie das in Zukunft nicht spannender machen wolle? Was abseits der grotesken Fragen auffällt, ist ein unscheinbarer redaktioneller Hinweis, der vor Cieseks erster Antwort klemmt: »(lacht)«. ▶

Harmlos wirkt das. Beim Lesen denkt man, die Gesprächsatmosphäre sei vor allem locker gewesen. Doch Hackenbroch und von Bredow werden später scharf dafür kritisiert. Die beiden Journalistinnen hatten ein paar Monate zuvor übrigens auch Christian Droschen interviewt, voller Ehrfurcht.

Wie Ursula von der Leyen wehrte sich Sandra Ciesek später öffentlich. Auf Twitter schrieb sie, dass sie irritiert gewesen sei von den provokanten Fragen, sie habe sie als »bewusst beleidigend und abwertend« empfunden: »Ich musste mich in dem Moment zusammenreißen. Es ist verunsichernd und verletzend.« Rafaela von Bredow konterte, es sei »schade«, dass Ciesek das so empfunden habe, und »bedauerlich«, dass sie das nicht »im Entferntesten hat anklingen lassen«. Hier wird der Einschub »lacht« wieder interessant: Ist damit eine Frechheit legitimiert, im Sinne von »Sie hat selbst gelacht« oder »Sie selbst fand es gar nicht schlimm«? Wer sich beleidigen lässt, nichts sagt und lacht, ist selber schuld? Ein User fragte, ob solche Fragen nicht einfach zurückgewiesen werden können. Cieseks Antwort: »Ja, und dann ist man die Zicke.«

Zu lächeln wird Frauen permanent antrainiert. Es schmückt das freundliche Gesicht aus dem Service-Universum, hinter dem Tresen, dem Schalter, der Rezeption. Immer für alle ansprechbar, immer offen, immer bereit. Eine Begleiterscheinung der Dienstleistung, die zu einem sehr alten Rollenbild gehört und an soziale Erwartungen geknüpft ist. Frauen, die das soziale Lächeln verweigern, gelten schnell als verbittert oder frigide, radikal oder spaßbefreit. Auf jeden Fall stimmt etwas nicht mit ihnen. *Undoing Gender* lautet der Titel eines Buchs der US-Philosophin Judith Butler von 2004, in dem Butler sich Gedanken über die Performativität der Geschlechter macht. Der Titel geht zurück auf das gleichnamige Konzept, das der Soziologe Stefan Hirschauer zehn Jahre zuvor entwickelt hatte und das vorsieht, sozial zugewiesene Geschlechterrollen abzubauen. Eine Forderung der jüngeren Frauenbewegung lautet entsprechend, sich gut zu überlegen, wo, wann und wie man lacht. Nicht, um sich das Lachen mühsam abzu-

trainieren, sondern um es bewusst einzusetzen. Auch das Nicht-Lachen.

2018 unternahm die Schriftstellerin Lisa Ko den Selbstversuch, einen Tag lang nicht zu lächeln, und schrieb darüber in dem Aufsatz *An American Woman Quits Smiling*, der in der *New York Times* erschien: »Ich entschied mich dazu, nicht mehr zu lächeln, weil ich es leid war. Ich war Bemerkungen leid wie ›Bekomme ich ein Lächeln?‹ und ›Lach doch mal, so schlimm ist es doch nicht!‹, die aber anscheinend zum Stadtleben dazugehören.« Ihr Lächel-Boycott traf Passanten in der U-Bahn, Kollegen im Büro, Mitarbeiter im Fitnessstudio, Freunde. Ihr Resümee: »Ich fühlte mich, als wäre ich ungeheuer unhöflich, als würde ich einen soziale Vereinbarung missachten. Mich selbst zu zwingen, nicht zu lächeln, war noch viel anstrengender, als mich zu zwingen zu lächeln.« Die nicht lächelnde Frau als soziale Betrügerin? Als wären entspannte Mundwinkel, und sei es nur aus Ausdruckslosigkeit, die von Langeweile bis Indifferenz alles bedeuten könnte, ein Vergehen.

Also: Frauen, die laut lachen, sind vulgär. Frauen, die unkontrolliert lachen, hysterisch. Frauen, die mitlächeln, schwach. Frauen, die nicht lachen, das Wort mit F. In der Sozialpsychologie nennt man dieses Problem »Double Bind«: Man kann die Situation drehen und wenden, wie man will, am Ende bekommt man doch, Pardon, aufs Maul. Die Journalistin Nicole Diekmann schätzte im ZDF vor Kurzem die Themen der Bund-Länder-Konferenz zur Corona-Pandemie ein und sprach dabei auch über mögliche Verschärfungen der Lockdown-Maßnahmen. Freundlich lächelnd. Im Echauffierungszentrum Twitter schrieb ein User: »Und warum muss man bei so einer Nachricht die ganze Zeit so dämlich grinsen?« Ein anderer User bat sie, ihr Verhalten »kritisch zu hinterfragen«, dieses sei »nicht angemessen« gewesen.

Wem müssen wir es mit unserem Lächeln eigentlich recht machen? Für wen lachen wir? Für uns oder für andere? »Beides«, sagt Laura Méritt. »Aber Studien haben ergeben, dass die meisten Lacher für uns selbst sind.« Lacher finden häufig während der Rede

Frauen, die laut lachen, sind angeblich vulgär. Frauen, die unkontrolliert lachen, hysterisch. Frauen, die mitlächeln, schwach

Ich gehe joggen, an einem Freitagnachmittag, meine übliche Runde. An einer Ampel trete ich auf der Stelle, neben mir ein Radfahrer, mittelalt, mittelauffällig. Er lächelt mich an, ich schaue nach vorn, es wird grün, ich laufe los. Der Radfahrer fährt im Schrittempo neben mir, lächelt weiter, macht Kussgeräusche, murmelt Unverständliches und ruft dann: »Schenk mir doch ein Lächeln!« Will ich aber nicht. Ich bin irritiert, fühle mich unwohl, beschleunige, möchte im Park vor mir verschwinden, in dem Radfahren nicht erlaubt ist. Der Mann bremst mich aus, baut sich vor mir auf, sagt noch mal: »Jetzt lächle doch mal!«, und glotzt erwartungsvoll. Ich entgegne mit zusammengezogenen Augenbrauen, er solle mich bitte in Ruhe lassen, laufe an ihm vorbei in den Park und höre noch ein »Fotze!«. Die restlichen Kilometer frage ich mich, ob Männern so was auch passiert.

statt, wir strukturieren sie damit und bestärken uns inhaltlich. Andere Lacher sind für unser Gegenüber. So lachen wir am Anfang oder am Ende einer Phrase und machen deutlich: Ich bin fertig, jetzt kannst du. Es gibt auch gemeinsame Lacher, die nicht zwangsläufig eine inhaltliche Übereinstimmung zeigen. Manchmal bedeuten sie erst mal nur, dass man »miteinander schwingt«, wie Méritt sagt. Zu diesem Schluss kommt auch Michael Titze. Er beschreibt das soziale Lachen als wichtiges Kommunikationsmittel. »Am häufigsten lachen wir in der Gemeinschaft fröhlicher Menschen, sodass es zu einer gegenseitigen Ansteckung mit dem ›Lachbazillus‹ kommt«, sagt er. »Lachen in einer solchen Lachgemeinschaft stärkt nicht nur das Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern wirkt sich auch positiv auf den



Körper aus, indem es zu einer Minderung von Stresserscheinungen kommt.« Das gelte jedoch nur für das unwillkürliche, reflexartige Lachen.

Unterscheiden sich Männer und Frauen vor diesem Hintergrund? Helga Kotthoff zögert, die Frage sei eine zu große. Sie erklärt: »Wenn man Jungencliquen mit Mädchencliquen vergleicht, zeigt sich etwa, dass Jungen mehr in Befehlsform sprechen und einen kleinen Boss haben. Mädchen reden mehr in Vorschlägen.« Studien zeigen, dass Frauen in den meisten Kontexten kooperativer scheinen, was das Sprachverhalten betrifft. So formulieren sie mehr Fragen als Statements, entschuldigen sich häufiger. Bei Männern lässt sich beobachten, dass sie seltener mit der Stimme nach unten gehen und dadurch weniger Gesprächslücken lassen. Existiert Manspreading also auch in der verbalen Variante? »Je mehr Reden mit Status verbunden ist, umso mehr versuchten Männer auch damit zu punkten«, meint Kotthoff. »Aber Frauen setzen sich inzwischen gut zur Wehr.«

Fast schon ikonisch wurde vor diesem Hintergrund eine Szene aus einer Fernsehdebatte zwischen Mike Pence und Kamala Harris während des US-Wahlkampfes 2020. Es war die Debatte mit der schwarzen Fliege an Pences Kopf. Der Republikaner fiel seiner demokratischen Herausforderin permanent ins Wort. Harris ließ das jedoch nicht gelten und eroberte sich ihr Rederecht immer wieder mit einem mittlerweile geflügelten »I'm speaking!« zurück – garniert mit einem Lächeln. Ein strategisches Lächeln, mit dem Harris eine der schönsten Funktionen des Lachens vorführte: zu verbinden.

Ich sitze am Küchentisch meiner Großmutter. Das ist viele Jahre her. Meine Mutter und meine Großtante sitzen da auch, auf der schmalen Eckbank. Ich weiß nicht mehr, warum wir lachen, aber wir lachen so laut, dass das Hyperventilieren nicht mehr weit sein kann. Es ist das reine Lachen, ein Schreilachen. Als träfen Hyänen auf Hühner.

Studien haben ergeben, dass unterdrückte Gruppen einen eigenen Humor entwickeln, der sich in geschützten Räumen entfaltet. Der berühmte jüdische Humor kommt nicht von ungefähr. »Lachen hat eine therapeutische Funktion«, sagt Laura Méritt. »Durch das Lachen können wir Normen zurechtrücken. Lachen wir in einer Gruppe von Gleichgesinnten, können wir uns so versichern, dass wir richtig sind.« Das reicht bis



zu gemeinsamen Lachhöhepunkten, vor allem bei gut aufeinander eingespielten Gruppen oder Menschen, die sich sehr nahe stehen und häufig zusammen lachen: Sie beginnen im selben Moment mit dem Lachen, benutzen dieselbe Lachsilbe, lachen gleich lang, flachen gemeinsam ab, steigen wieder an. Bis man ausgelacht hat. Wie ein Lied, das man zusammen singt. Oder ein Orgasmus.

Am Ende geht es auch beim Lachen um die Frage, ob es eine Freiheit gibt – und wenn ja, für wen und zu welchen Bedingungen? Hélène Cixous, die Begründerin der écriture féminine, schrieb 1975 *Le Rire de la Méduse*. Ein frauenstürmerisches Manifest, entlangexerziert an Medusa, der Gorgone der griechischen Mythologie, mit Schlangenkopf und irre gefährlichem Blick. Eine starke, aber auch unterdrückte Figur, die über die Angst, geköpft zu werden, nur lachen kann. Selbst Sigmund Freud war ihr gegenüber zögerlich und widmete ihr einen nahezu unsichtbar kurzen Essay. Ein Detail, das bei Medusa gern vergessen wird: Als sie geköpft wird, ist sie schwanger. Letztlich ist sie also alles: fruchtbar, phallisch, laut. Das macht sie für den durchschnittlichen Mann so schwer erträglich. Cixous wollte den traditionellen Ausschluss der Frau aus der Gesellschaft aber nicht einfach umkehren, sie wollte den Blick auf die Frau schlichtweg etwas wohlwollender machen. Bei ihr wird Medusa zur Heldin einer neuen Geschichtsschreibung, einer Heldin, die eben nicht tödlich ist. Cixous schreibt: »Sie ist schön und sie lacht.«

Das Tragen der Gesichtsmasken hat uns in den vergangenen Monaten oft von dem sozialen Druck befreit, die eigene Mimik zu kontrollieren. Das bedeutet nicht, dass im Verstecken die Lösung liegt. Aber in hoffentlich naher Zukunft, wenn die FFP2-Maske obsolet oder zumindest optional geworden ist, wird man überall wieder Münder sehen. Und mit ihnen kommt die Freiheit zurück, damit zu machen, was man will.

denkt viel an ihre Großmutter, eine kugelrunde Niederbayerin mit schwachen Nerven und einem grundguten Herz. An seltenen Tagen hatte diese nämlich einen unerwarteten Hang zu dreckigen Witzen.



SARAH-MARIA DECKERT

denkt viel an ihre Großmutter, eine kugelrunde Niederbayerin mit schwachen Nerven und einem grundguten Herz. An seltenen Tagen hatte diese nämlich einen unerwarteten Hang zu dreckigen Witzen.

gartana



Das individuelle Gartenhaus

Hochwertiges Design
Vielseitige Modularität
Beste Qualität
Zuverlässiger Service



www.gartana.de

Tel +49 (0)228 - 4334 2450